

Hope Edelman
Töchter ohne Mütter

Hope Edelman

Töchter ohne Mütter

Vom Verlust der Geborgenheit

Aus dem Englischen
von Susanne Höbel

HERDER 
FREIBURG · BASEL · WIEN



Die Originalausgabe erschien unter dem Titel
»Motherless Daughters: The Legacy of Loss« bei
Da Capo Lifelong Books.
© 2006 by Hope Edelman

Für die deutsche Ausgabe:
© Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2019
Alle Rechte vorbehalten
www.herder.de

Umschlaggestaltung: Judith Queins
Umschlagmotiv: © knysh ksenya/shutterstock

Satz: post scriptum, Vogtsburg-Burkheim
Herstellung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-451-60051-7

Inhalt

Vorwort zur Neuausgabe	7
Einleitung	10

I. Verlust

KAPITEL EINS	
Die Zeit der Trauer	28
KAPITEL ZWEI	
Zeiten der Veränderung	65
KAPITEL DREI	
Den besten Weg gibt es nicht	121
KAPITEL VIER	
Später Verlust - lernen loszulassen	168

II. Veränderung

KAPITEL FÜNF	
Papis kleines Mädchen	194
KAPITEL SECHS	
Schwester und Bruder, Schwester und Schwester - Verbindungen (und Entzweiungen) bei Geschwistern	240
KAPITEL SIEBEN	
Auf der Suche nach Liebe - Zweierbeziehungen	275
KAPITEL ACHT	
Der Rat der Frauen - Gender-Angelegenheiten	307

III. Wachstum

KAPITEL NEUN

Wer sie war, wer ich bin - Eine unabhängige Identität entwickeln	338
---	-----

KAPITEL ZEHN

Tödliche Lektionen - Leben, Tod, Krankheit, Gesundheit	363
---	-----

KAPITEL ELF

Die Tochter wird selbst Mutter - Die Fortführung der Familie	393
---	-----

KAPITEL ZWÖLF

Der weibliche Phönix - Kreativität, Leistung und Erfolg	434
--	-----

Epilog	462
--------------	-----

Nachwort	470
----------------	-----

Anhang

Fragebogen	473
------------------	-----

Bibliografie	481
--------------------	-----

Danksagung	484
------------------	-----

Anmerkungen	486
-------------------	-----

Vorwort zur Neuausgabe

Dies ist die dritte Ausgabe meines Buches. Ich war achtundzwanzig, als ich es schrieb, und einundvierzig, als ich es für die zweite Ausgabe überarbeitete. Erneut die Wörter zu lesen, die ich in meinen Zwanzigern geschrieben und mit Anfang vierzig überarbeitet hatte, war in gewisser Weise eine Zeitreise. Ich konnte mich genau sehen, 1992 in Cafés in Iowa, die es nicht mehr gibt, um mich herum Psychologiebücher und Zeitschriftenartikel über frühen Elternverlust, wo ich angestrengt nach Erklärungen der Gedanken und Gefühle suchte, die ich und so viele Frauen hatten. Dann sah ich mich zwölf Jahre später, ich sitze spät abends, nachdem alle anderen im Bett sind, mit meinem Laptop an der Frühstückstheke in unserer Küche, nur das Ticken der Wanduhr leistet mir Gesellschaft, während ich noch eine Seite überarbeite.

Die Frau, die abends spät in der Küche arbeitet - sie ist eine junge Mutter, hat vor einem Jahr ihren Vater verloren und wartet gespannt darauf, dass sie das Alter überschreitet, das ihre Mutter zum Zeitpunkt ihres Todes hatte. Sie ist verletzbar, aber gefasst. Auf so viele Fragen muss sie noch Antworten finden, und sie gibt sich ernsthaft Mühe zu verstehen. Sie *muss* es verstehen. Dieses jüngere Ich kennenzulernen ist der unerwartete Lohn im Zuge der Überarbeitung des Buches. Ich möchte es beschützen. Ich habe mütterliche Gefühle ihm gegenüber. *Beruhige dich*, möchte ich zu ihm sagen. *Es wird alles gut*. Aber das weiß es noch nicht. Mein jüngeres Ich hört sich die Antworten der Frauen aus den Interviews sehr genau an. Diese Stimmen, nicht ich, werden es sicher führen.

Der dringliche Wunsch, Antworten zu finden, ist ein wesentlicher Antrieb für das Buch, weil es ein Anliegen ist, das viele Leserinnen teilen. Deshalb habe ich beschlossen, dass die Stimme der Einundvierzigjährigen auch weiterhin das Buch tragen soll, obwohl sie acht Jahre jünger ist als ich heute. Die Frau, die ich heute bin, hat es endlich zur anderen Seite der vielen Verwirrungen geschafft. Der meisten jedenfalls, und beim Schreiben meiner Bücher bin ich erwachsen geworden. Ich vermute, ich bin auch erwachsen geworden, *weil* ich diese Bücher geschrieben habe, denn sie haben mir erlaubt, meine Gefühle zuzulassen. Ich spüre die Dringlichkeit nicht mehr. Und hier ist der Grund dafür.

Vor sieben Jahren habe ich das Alter meiner Mutter zum Zeitpunkt ihres Todes überschritten. So wie die Frau in diesem Buch es angekündigt hatte, war es eine Wasserscheide. Ich hatte keine medizinischen Gründe für die Annahme, dass ich mit zweiundvierzig sterben würde, trotzdem blieb das Gefühl, wie ein ständiges Summen im Hintergrund. In meiner Vorstellung war die Mammografie im Frühjahr jedes Jahr die größte Hürde. Wenn der Befund negativ war, würde ich, das glaubte ich, befreit gehen können. Im April saß ich nach der Untersuchung im Sprechzimmer und wartete darauf, dass die Radiologin noch weitere Untersuchungen durchführen wollte. Dass der Schatten oder der weiße Fleck in diesem Jahr auftauchen würde, schien nicht ganz unwahrscheinlich. Ich saß allein in dem kahlen, weißen Zimmer und zwang mich zur Ruhe. Deshalb war ich völlig unvorbereitet, als die Ärztin ins Zimmer kam und fröhlich bekannt gab, ich könne mich anziehen und nach Hause gehen.

»Alles bestens!«, sagte sie. Ich glaube sogar, sie streckte die Daumen in die Höhe. Ich starrte zur Tür hin, die sich hinter ihr schloss. Dann kam ein Schluchzer aus meiner Brust, und noch einer, und noch einer. Und dann saß ich im Untersuchungszimmer auf einem rosa Vinylstuhl in einem blauen Bademantel und

weinte. Das waren nicht Tränen der Erleichterung. Es waren Tränen der Trauer. Mit der unauffälligen Mammografie in meinem zweiundvierzigsten Lebensjahr würde ich nicht, wie meine Mutter, in diesem Alter an Brustkrebs sterben. Ich würde das Alter von dreiundvierzig erreichen und alles andere danach. Das hätte eine gute Nachricht sein sollen, und das war es auch. Aber mir wurde gleichzeitig klar, dass ich mit dem negativen Bescheid diese Erfahrung nicht mit meiner Mutter teilen würde. Nicht, dass ich mir einen positiven Befund gewünscht hatte. Natürlich nicht. Aber trotzdem. Dass mir diese Möglichkeit genommen war, schien grausam. Ich glaube, das war der Moment des endgültigen Abschieds.

Vor dreiunddreißig Jahren war der Schmerz beim Tod meiner Mutter so riesig, dass ich glaubte, er würde nie vergehen. Damit hatte ich recht. Er ist nicht vergangen, aber er ist mit der Zeit besser zu ertragen geworden. Ich musste meine mittleren Jahre ohne Orientierungshilfe durchleben, aber das war nicht so schwierig oder so furchterregend, wie ich einmal geglaubt hatte. Jetzt fühle ich mich nicht mehr an das gebunden, was meine Mutter sich für mich gewünscht oder mir zugesucht hatte. Mein Leben gehört jetzt mir. Aber ich hatte diese Erfahrung in der Radiologieabteilung im Alter von zweiundvierzig Jahren gebraucht, bevor ich endlich verstand: Mein Leben hatte schon immer mir gehört.

Ich hüllte mich in den blauen Bademantel und hielt mich umschlungen. Ich ließ die Erleichterung, auf die ich, ohne dass mir das bewusst gewesen war, fünfundzwanzig Jahre lang gewartet hatte, durch mich hindurchfluten. Nach einer Weile zog ich mich an. Dann verließ ich die Radiologie und trat hinaus, wo der Rest meines Lebens auf mich wartete.

Einleitung

Meine Mutter starb mitten im Sommer, als alles in voller Blüte stand. Sechzehn Monate waren seit dem Nachmittag vergangen, an dem sie vom Arzt nach Hause gekommen war und erfahren hatte, dass sie Brustkrebs hatte, sechzehn Monate mit Chemotherapie, Ultraschall-Untersuchungen und verzweifelten Versuchen, an den Ritualen festzuhalten, die Normalität bedeuteten. Wie immer tranken wir morgens unseren Orangensaft und nahmen unsere Vitamintabletten, nur dass sie zusätzlich die weißen, ovalen Tabletten nahm, die angeblich die Verbreitung der Krebszellen verhinderten. Nach der Schule fuhr ich sie zu ihren Untersuchungsterminen, und auf dem Weg nach Hause versprach sie mir, dass sie weiterleben würde. Weil ich ihr unbedingt glauben wollte, glaubte ich ihr, auch als sie erst ihr Haar, dann ihre Würde und schließlich die Hoffnung verlor. Das Ende kam schnell, und wir waren nicht darauf vorbereitet. Am 1. Juli hatte sie sich noch im Garten gesonnt, am 12. Juli, vor Tagesbeginn, war sie tot.

Meine Mutter war zweiundvierzig Jahre alt, als sie starb, und hatte gerade die Hälfte ihres Lebens erreicht. Ich war kurz zuvor siebzehn geworden. Meine Schwester war vierzehn, mein Bruder neun, und mein Vater hatte keine Vorstellung, wie er die Aufgabe, für uns drei zu sorgen, zusätzlich zu seiner eigenen Trauer bewältigen sollte. Bevor der Krebs uns auf vier reduzierte, waren wir in meinen Augen eine völlig typische Familie aus den Vororten New Yorks: Ein Vater, der zu seiner Arbeitsstelle in Manhattan pendelte, eine Mutter, die bei den Kindern zu Hause blieb, ein Haus in einer sorgfältig gepflegten Siedlung, ein Hund, zwei Autos, drei Fernseher. Tragische Ereignisse sollten ein Haus wie unseres verschonen und nicht mit Wucht zur Tür hereinplatzen.

Wie die meisten anderen Familien, in denen die Mutter stirbt, kamen wir so gut wie möglich damit zurecht, indem wir nämlich jedes Gespräch über den Verlust mieden und genau da weitermachten, wo wir aufgehört hatten. Wir hatten unsere Gefühle nie besonders gezeigt, und jetzt hatten wir keine Ahnung, wie wir trauern sollten. Wir hatten weder Freunde noch Verwandte, die etwas Ähnliches durchgemacht hatten, es gab keine Verhaltensmuster, kein bereitstehendes Hilfssystem. Im ersten Jahr machten wir weiter mit Schule, Ferien und alle zwei Monate einem Friseurbesuch, als wäre unsere Mutter, das zentrale Mitglied unserer Familie, so entbehrlich, dass ihr Fehlen kaum mehr als eine Neuordnung der Aufgaben im Haushalt erforderte. Wut, Schuldgefühle, Verzweiflung, Trauer - all diese Gefühle unterdrückten wir, sie brachen nur in kurzen Entladungen hervor, wenn wir sie nicht länger unter Verschluss halten konnten.

Als ich im Herbst 1982 auszog, um mein Studium zu beginnen, ging ich in den Mittleren Westen mit dem Wunsch, Journalistin zu werden, und der Entschlossenheit, das Leben so auszukosten, wie meine Mutter es nie getan hatte. Sie war 1960 mit einem Abschluss in Musikwissenschaften und einem Verlobungsring vom College abgegangen, und kurz darauf wurde ein Familienhaus in einem Vorort ihr neues Fachgebiet. Mein Fachgebiet, beschloss ich, würde die Welt sein. In den Jahren nach ihrem Tod durchstreifte ich Amerika im Auto, studierte Kafka und de Beauvoir, hatte Verhältnisse mit Männern der unterschiedlichsten ethnischen Herkunft, reiste als Rucksacktouristin allein durch Europa. Aber wo immer ich auf Reisen war, trug ich eine Traurigkeit in mir, die ich nicht abschütteln konnte, so sehr ich mich auch bemühte. Jemand stirbt, man weint, dann geht das Leben weiter: Das war kein Geheimnis. Viel schwerer zu verstehen war es, dass dieser Verlust den Rest meines Lebens prägen würde.

Sieben Jahre vergingen, bis mir eine wesentliche Wahrheit

über die Trauer klar wurde – je mehr man sie vermeidet, desto heftiger bleibt sie in einem. Man setzt sie nur frei, wenn man die Zähne zusammenbeißt und den Schmerz zulässt.

Als ich das verstanden hatte, lag mein College-Abschluss schon ein paar Jahre zurück, und ich arbeitete für eine Zeitschrift in Knoxville, Tennessee, die ihre Büros in einem zwölfstöckigen Block aus rotem Backstein hatte.

Als meine Mutter starb, kannte ich kein anderes junges Mädchen, das seine Mutter verloren hatte. Ich fühlte mich entsetzlich und unwiderruflich alleingelassen. Auf dem College, wo meine neuen Freunde nur so viel von mir erfuhren, wie ich bereit war mitzuteilen, wussten nur einige wenige, dass meine Mutter gestorben war. Abgesehen davon, dass ich nicht über ihren Tod sprechen konnte, ohne in Tränen auszubrechen, fürchtete ich mich vor dem Mitleid der anderen. Durch den Verlust war ich als andersartig gezeichnet, als Außenseiterin, eine Waise, der das Mitleid der anderen gebührte, wo ich mich doch verzweifelt nach der Anonymität der Menge sehnte. In meinem Schlafraum und meiner Studentinnengruppe hatte ich das Gefühl, mir hafte ein glutrotes Stigma an, ein Zeichen, das nur ich sehen konnte, als persönliche Erinnerung an die Quelle meiner Scham. Die anderen neuen Studenten hatten Mütter, die Briefe schrieben, Pakete schickten und jeden Sonntagnachmittag anriefen. Wenn meine Kommilitoninnen sich mit dem Telefon in eine ungestörte Ecke zurückzogen, saß ich im Schneidersitz auf meinem Bett und tat so, als sei ich in ein Buch über die Menschheitsgeschichte vertieft. In Gesprächen drückte ich mich so ausweichend aus wie ein Politiker, der in die Enge gedrängt wird, erzählte von »meiner Familie«, um nicht »meine Eltern« sagen zu müssen, und bastelte mit großer Sorgfalt Sätze, in denen meine Mutter nie in der Vergangenheitsform erwähnt wurde.

Doch wenn ich allein war, durchforstete ich die Uni-Bibliothek und die Buchläden in der Umgebung nach Büchern, die über den Verlust der Mutter etwas zu sagen hatten. In jedem Buch über die Beziehung zwischen Mutter und Tochter schlug ich schnell das Kapitel auf, in dem es um den Tod der Mutter ging, um dann festzustellen, dass die Autoren annahmen, die Leserin wäre bereits zwischen vierzig und fünfzig, wenn ihre Mutter starb. Ich hingegen war achtzehn. Mit diesen Büchern konnte ich nicht viel anfangen. Dasselbe traf auch auf wissenschaftliche Texte über Kinder zu, die ihre Eltern verloren hatten, wobei die Gruppen nicht nach dem Geschlecht unterschieden wurden. Ich fand nichts über Mädchen, die ohne Mutter heranwuchsen, und auch nichts über die Probleme, die – wie ich langsam merkte – dadurch auf sie zukamen.

Im Jahr 1986, als ich in meinem letzten Studienjahr war, schnitt mir eine Freundin aus der *Chicago Tribune* die Spalte »Life in the 30's« von Anna Quindlen aus. Das war kurz vor dem fünften Todestag meiner Mutter, und ich las den Artikel auf der S-Bahnfahrt zu meinem Aushilfsjob viermal.

»Meine Mutter starb, als ich neunzehn war«, schrieb Anna Quindlen. »Lange Zeit reichte es, wenn man das über mich wusste. Es war eine knappe Beschreibung meiner emotionalen Verfassung: ›Wir treffen uns in zehn Minuten in der Halle – ich habe langes braunes Haar, bin ziemlich klein, trage einen roten Mantel und habe mit neunzehn meine Mutter verloren.‹«¹ Das war das erste Mal, dass ich von einer Frau hörte, die die Gefühle offen eingestand, die ich auch hatte – haargenau dieselben Gefühle.

Vor diesem Ereignis hatte ich an eine frühere Schulfreundin geschrieben: »In letzter Zeit habe ich das fast unwiderstehliche Verlangen, auf Leute, die ich kaum kenne, zuzugehen und zu sagen: ›Meine Mutter starb, als ich siebzehn war.‹ Natürlich mache ich das nicht, aber der Drang ist da. Ich möchte es sagen, als wäre

damit alles, was es über mich zu wissen gibt, erklärt, und manchmal denke ich, dies ist tatsächlich der Fall.«

In einem Punkt hatte ich recht: Der Tod meiner Mutter war das entscheidendste, eindrücklichste und einflussreichste Ereignis in meinem Leben. Darum herum organisierte ich mein Leben, es war der Brennpunkt meiner Identität und der Standard, an dem ich alle anderen Schwierigkeiten des Lebens maß. Eine schlechte Note für ein Referat konnte mich nicht aus dem Gleis werfen, wenn ich daran dachte, was ich mit siebzehn schon erlebt hatte. Doch der Verlust einer Beziehung, einer Arbeitsstelle oder eines Gegenstandes konnte meine Welt gefährlich ins Wanken bringen.

Als ich nach und nach lernte, über den Tod meiner Mutter zu sprechen, begegnete ich anderen Frauen, die ihre Mutter als Kinder oder als Jugendliche verloren hatten. In unseren offenen und ausführlichen Gesprächen erkannten wir Gemeinsamkeiten, die uns von anderen Freundinnen unterschieden: ein deutliches Gefühl des Mangels einer Familie; ein kleines Bewusstsein der eigenen Sterblichkeit; das allgemeine Gefühl, in der emotionalen Entwicklung »stecken geblieben« zu sein, als wären wir dem Alter, in dem wir unsere Mutter verloren haben, nie entwachsen; der Wunsch, in einer Beziehung vom Partner bemuttert zu werden, der unsere Bedürfnisse unmöglich erfüllen konnte; und das Bewusstsein, dass der frühe Verlust uns geprägt, gestählt und auch frei gemacht hat, Veränderungen vorzunehmen und Entscheidungen zu treffen, die wir sonst nicht getroffen hätten. Diese Frauen verstanden, warum mein Zug plötzlich, als ich siebzehn war, entgleist war und mich in einer fremden Umgebung ausgeladen hatte, ohne Landkarte und ohne Rückfahrkarte nach Hause, denn sie hatten genau dasselbe erlebt.

Wenn wir über die Einzelheiten hinausblicken - Krebs, Selbstmord, Flucht der Mutter vor der Familie -, ähneln sich unsere

Erfahrungen auf bedrückende Weise. Manchmal benutzen wir sogar dieselben Worte, um sie zu beschreiben: Meine Mutter war die Kraft, die die Familie zusammengehalten hat. Früher hatte ich ein Zuhause, aber nachdem meine Mutter gestorben war, war es nur noch ein Haus. Keiner hat mir erlaubt zu weinen, als ich ein Kind war.

Die Ähnlichkeiten festzustellen ist leicht und lediglich eine Aufgabe des Intellekts. Der schwierigere Teil für diejenigen von uns, die seit Jahrzehnten geschwiegen haben, besteht darin, über den Verlust zu reden. Doch das ist immer der Anfang der Geschichte.

Auf dem College trat ich einer Studentinnengruppe bei. Eines Abends in der Hell Week versammelten sich alle vierundsechzig Mitglieder im Gemeinschaftsraum. Wir saßen auf dem staubblauen Teppichboden im Kreis, während die Trainerin die Regeln erklärte: Jede musste eine Geschichte erzählen, die mit den Worten begann: »Wovon meine Mutter nichts weiß ...« Eine Studentin erzählte von einer Autofahrt unter Alkoholeinfluss in Milwaukee, eine andere schilderte die Annäherungsversuche eines Nachbarn im Swimmingpool eines Privathauses in einem gutbürgerlichen Stadtviertel. Jede in dem Kreis erzählte eine Geschichte, die hin und wieder von Gelächter oder Einwürfen wie: »Ist das wahr?« oder: »Niemals!« unterbrochen wurden. Und plötzlich waren dreiundsechzig neugierige Gesichter auf mich gerichtet.

Ich hatte ruhig im Kreis gesessen, meine Fingernägel betrachtet und mir überlegt, was mir für Möglichkeiten offenstanden - Sollte ich mitmachen? Die Wahrheit sagen? Mich zurückziehen? -, als mich die Kommilitonin zu meiner Linken stubste: »Du bist dran.«

Ich blickte auf und sagte: »Ich glaube, ich möchte nicht.«

»Auf keinen Fall!« »Komm, mach schon!« »Erzähl was, irgendwas.«

»Nein, wirklich. Ich möchte aussetzen.«

Gelächter. »Nun mach schon!« »Was, willst du uns eine gute Geschichte vorenthalten?« »Nein, jeder kommt dran, ohne Ausnahme.«

Ich fühlte mich in arger Bedrängnis und stammelte etwas, bis die Worte sich von allein bildeten. »Ich habe keine Mutter«, sagte ich, »aber ich habe einen Vater. Ich kann euch etwas erzählen, wovon er nichts weiß.« Es wurde still, es war eine verlegene Stille, und ich stammelte eine Geschichte von einem Mann, den ich in jenem Winter in New Orleans kennengelernt hatte. Ich kann mich an keine Einzelheiten erinnern und bin mir sicher, dass ich der Geschichte keine große Beachtung geschenkt habe. Ich hatte nur den Wunsch, die Aufmerksamkeit von mir abzulenken, die ich schon das ganze Jahr lang vermieden hatte.

Ich hielt noch ein paar Geschichten lang aus, bis die Trainerin meine bebenden Lippen bemerkte und mit mir in ihr Zimmer ging. »Es tut mir so leid«, sagte sie und reichte mir eine Schachtel mit Papiertaschentüchern. Wir saßen auf ihrem Bett, und ich weinte. »Es tut mir leid. Ich wusste das nicht.«

Zehn Jahre später erinnerte sich eine damalige Kommilitonin noch immer an die genauen Worte, die ich damals über meine Mutter gesagt hatte. »Ich werde das nie vergessen«, sagt sie. »Ich wusste nicht, was du meintest. Ich dachte, du hättest dich mit deiner Mutter zerstritten oder deine Eltern wären geschieden. Ich dachte, sie wäre vielleicht weggezogen.«

Ich kann den Frauen von damals wohl kaum vorwerfen, dass sie das glaubten, wovon alle überzeugt sind: Mütter sind unsterblich. Mütter sterben nicht als junge Frauen. Mütter verlassen nicht die Kinder, die sie lieben. »Mein Vater hat noch nicht einmal ansatzweise den Tod meiner Mutter betrauert«, sagt die

vierunddreißigjährige Leigh, die drei war, als ihre Mutter starb. »Er war völlig überwältigt. Es passte nicht in sein Bild vom Leben. Mütter können nicht einfach sterben und fünf Kinder zurücklassen. Er sagte sich, dass es nicht passieren durfte und demnach auch nicht passieren konnte: Und dann ist es doch passiert.« Auch Kristen wähnte sich sicher in dieser falschen Vorstellung – bis zu ihrem sechzehnten Lebensjahr, bis zu dem Zeitpunkt, da bei ihrer Mutter Eileiterkrebs festgestellt wurde, der dann ein Jahr später zum Tod führte. Kristen, die jetzt vierundzwanzig ist, kann es immer noch nicht fassen, wenn sie von dem Verlust spricht: »Wenn du mich vor zehn Jahren gefragt hättest, ob ich glaubte, meine Mutter könnte sterben, hätte ich gesagt: meine Mutter? Niemals. Auf keinen Fall. Ich habe das niemals in Erwägung gezogen. In unserer kleinen, abgeschiedenen Stadt kannte ich niemanden, dessen Mutter gestorben war. Ich war überzeugt, dass mir so etwas nicht passieren konnte, weil unsere Familie so glücklich war. Der Tod meiner Mutter hat meine Welt völlig aus der Bahn geworfen.«

Der Tod des Vaters, der ja auch traumatisch ist, ruft gewöhnlich nicht diese Empörung und Überraschung hervor. Er rüttelt nicht so heftig an unseren Vorstellungen von der Welt. In gewisser Weise erwarten wir, dass unsere Väter vor den Müttern sterben. Obwohl Frauen dem allgemeinen Verständnis nach das schwächere Geschlecht sind, sind sie körperlich weniger anfällig. In den vergangenen neunzig Jahren musste man damit rechnen, dass in allen ethnischen Gruppen in Amerika die Männer früher als die Frauen starben.² Heute hat der zwanzigjährige weiße Mann eine Lebenserwartung von 74 Jahren, während die gleichaltrige weiße Frau damit rechnen kann, 80 zu werden.³ Bei Afroamerikanern ist die Diskrepanz noch dramatischer: Der durchschnittliche zwanzigjährige Mann hat eine Lebenserwartung von 67 Jahren, die der Frau liegt bei 75.⁴ Doppelt so viele

amerikanische Männer wie Frauen jedweder Abstammung sterben, bevor sie 55 sind.⁵

Die Anzahl junger Frauen, die sterben, ist geringer als vor beispielsweise sechzig Jahren, also bevor Antibiotika, Ultraschall und Impfstoffe entwickelt wurden. Überhaupt sterben weniger junge Menschen. Angesichts der stetig abnehmenden Sterberate in Amerika⁶ kann die durchschnittliche Kleinfamilie damit rechnen, dass sie zwanzig Jahre zusammenlebt, bevor eines ihrer Mitglieder stirbt.⁷ Da die meisten von uns heutzutage lange genug leben, um die »Midlife-Krise«, dieses besondere Phänomen des zwanzigsten Jahrhunderts, zu erleben, assoziieren wir den Tod gewöhnlich mit dem Alter.

Heißt das also, dass Mütter nicht jung sterben? Natürlich nicht. Allein im Jahre 1989 starben 124.000 amerikanische Frauen zwischen 25 und 59, fast 40 Prozent davon an Krebs.⁸ Mindestens 125.000 Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene verlieren jährlich ihre Mutter durch den Tod⁹ - das ist mehr als eine Million in zehn Jahren, und diese Zahl umfasst immer noch nicht die Familien, in denen die Mütter aufgrund von Scheidung, Gefängnisstrafen, Alkoholismus sowie dauerhafter geistiger oder körperlicher Krankheit fehlen oder die von den Müttern verlassen worden sind. Amerika ist eine Nation voller mutterloser Kinder, aber es fällt schwer anzuerkennen, dass Mütter sterben können.¹⁰

Dabei ist es keineswegs hilfreich, darauf hinzuweisen, dass wir in einer Kultur leben, die den Tod und das Sterben leugnet und den unappetitlichen Vorgang des Sterbens in Krankenhäuser und Pflegeheime verlegt, sodass 80 Prozent aller Amerikaner heute nicht zu Hause sterben. Der Tod wird in den Nachrichten zwischen globalen Konflikten und Gemeinderatssitzungen abgehandelt, für das Frühstücksfernsehen in einen Cartoon verwandelt und in Filmen und Fernsehserien als Unterhaltungs-

stoff aufbereitet. Es nimmt also nicht wunder, dass für viele von uns der Tod unpersönlich und fern ist. Selbst in den zahlreichen Fernsehserien, die um eine mutterlose Familie aufgebaut sind, sind die Mütter immer an einer nicht weiter definierten Krankheit zu einem unbestimmten Zeitpunkt in der Vergangenheit gestorben. Wenn die Handlung des Films einsetzt, existieren sie nur noch in der Erinnerung, werden selten erwähnt und nie betrauert.

Diese kulturelle Weigerung, den Verlust der Mutter anzuerkennen, hat ihren Ursprung in unserer Psyche, wo Mütter, ungeachtet unseres Alters, Trost und Sicherheit bedeuten und die Mutter-Kind-Bindung so primär ist, dass es den emotionalen Tod des Kindes bedeutet, wenn diese Bindung durchtrennt ist. Da jeder von uns die Angst des Kindes in sich trägt, allein und ohne Fürsorge zurückzubleiben, ist das mutterlose Kind das Symbol für ein dunkles, hartes Schicksal. Sein Los ist gleichzeitig schwer vorzustellen und unmöglich zu ignorieren. Doch wenn wir den Verlust anerkennen, den das Kind erlitten hat, geben wir die Möglichkeit eines ähnlichen Schicksals auch für uns zu. Eine meiner Schulfreundinnen erzählte mir kürzlich, dass sie sich an ihren Beileidsbesuch nach der Beerdigung meiner Mutter erinnerte, bei dem sie schweigend mit einigen anderen Schulkameraden in unserem Garten saß. »Wir saßen alle da und starnten dumpf vor uns hin«, sagte sie. »Wir hatten deine Mutter gekannt, und ich bin mir sicher, dass der Gedanke, den ich hatte, auch den anderen im Kopf herumging: Wenn es deiner Mutter zustoßen kann, dann kann es meiner genauso passieren.«

Selbst als Erwachsene wollen die meisten Frauen, deren Mütter noch leben, über den Tod der Mutter nicht nachdenken, und schon gar nicht wollen sie davon hören. Das Schweigen, das Sex, Homosexualität und die Menopause umhüllte, ist vielleicht durchbrochen worden, doch der Verlust der Mutter wird immer

noch als ein Tabu behandelt. Der Verlust eines Elternteils in der Kindheit ist wohl das schwerste Erlebnis, das ein Mensch in seinem Leben hinnehmen muss; doch ohne die Bereitwilligkeit der Mitmenschen, mit ihr über ihre Gefühle zu sprechen, hat die mutterlose Tochter keine Möglichkeit, eine Bestätigung für das Ausmaß ihres Verlusts zu finden. Wenn ihr Verlust nicht anerkannt wird, fühlt sie sich wie eine Ausgestoßene, die allein und von den anderen abgesondert ist. Das ist meiner Meinung nach der Grund, warum so viele mutterlose Töchter den Schritt gewagt und ihren Beitrag zu diesem Buch geleistet haben.

Als ich im Sommer 1991 anfing, nach Frauen zu suchen, mit denen ich für dieses Buch Interviews machen könnte, habe ich in einem Buchladen und einem Café in einem nördlichen Stadtteil von Chicago einen entsprechenden Zettel ausgehängt, auf dem ich die interessierten Frauen bat, sich mit mir per Telefon in Verbindung zu setzen. Auf die Menge der Anrufe, die ich erhielt, war ich nicht vorbereitet gewesen. Dutzende von Frauen meldeten sich auf meine Anzeigen, weit mehr, als ich in jenem Sommer interviewen konnte. Im Laufe der nächsten zwei Jahre hörte ich von weiteren Hunderten von Frauen, die über Mundpropaganda von mir erfahren hatten, sich auf meine acht Anzeigen in lokalen, regionalen und überregionalen Zeitungen meldeten; andere reagierten mit Briefen auf zwei Artikel, die ich über den Verlust der Mutter geschrieben hatte. Sie alle wollten zu diesem Buch beitragen. Schließlich interviewte ich 92 mutterlose Frauen persönlich und korrespondierte mit weiteren 154. (Der Fragebogen ist im Anhang abgedruckt.) Zwar meldeten sich diese Frauen alle freiwillig für ein Interview und stellen folglich keine repräsentative Auswahl dar, aber sie vertreten verschiedene ethnische Gruppen, sind unterschiedlicher sozioökonomischer Herkunft und kommen aus 34 Staaten sowie dem Distrikt Columbia. Zum

Zeitpunkt des Interviews war die jüngste Frau 17 und die älteste 82; die Altersstufen, in denen die Befragten ihre Mutter verloren, umspannen eine Skala vom Säuglingsalter bis Anfang 30. Alle Namen und Städte sind geändert worden, und nur in seltenen Fällen, und dann mit dem Einverständnis der betreffenden Frau, wird der Beruf erwähnt.

Der Verlust der Mutter, so wie er in diesem Buch thematisiert wird, deckt verschiedene Arten der Abwesenheit ab: früher Tod, körperliche Trennung, Geisteskrankheit, Vernachlässigung und Verlassenwerden. Die meisten Frauen waren Kinder oder Jugendliche, als sie ihre Mütter verloren haben; und ich benutze der Einfachheit halber die Begriffe *Tod* und *Sterben* statt *Tod*, *Trennung* und *andere Formen des Verlusts*. Nur da, wo ich die individuelle Geschichte einer Frau wiedergebe, benenne ich die Art des Verlusts präzise.

Da alle Interviews in gewisser Weise anekdotisch sind und rückblickend erzählt werden, habe ich sie mit psychologischen Erkenntnissen über Verlust und Trauer ergänzt. Das war gar nicht so leicht. Elf Jahre, nachdem ich die Buchläden nach Informationen zu diesem Thema durchstöbert hatte, werden in den Texten über den Verlust der Eltern sowohl die Eltern als auch die Kinder immer noch als homogene Gruppe gesehen, während die spezifischen Fragen, die aufgeworfen werden, wenn der Elternteil desselben Geschlechts stirbt, ignoriert werden. Um diese Lücke zu füllen, habe ich auch mit zweiundvierzig Therapeuten, Forschern und Experten über Fragen wie Mutter-Tochter-Beziehungen, Verlust, Trauer, Gesundheitspsychologie, Epidemiologie und Soziologie des Sterbens gesprochen. Sie alle haben mir ihre Erkenntnisse und Überlegungen zu Fragen mitgeteilt, die dringend der weiteren Erforschung bedürfen.

Im Gegensatz zu Erwachsenen, deren Persönlichkeit beim Verlust der Eltern voll entwickelt ist, geht bei einem Mädchen,

das in der Kindheit oder als Heranwachsende seine Mutter verliert, dieser Verlust in die Persönlichkeitsentwicklung ein und wird zu einem festen Bestandteil seiner Identität. Indem die mutterlose Tochter schon früh erfährt, dass enge Beziehungen vergänglich sind, Sicherheit ohne Bestand ist und der Begriff der Familie neu definiert werden muss, gewinnt sie die Einsichten einer Erwachsenen, hat aber nur die Möglichkeiten einer Jugendlichen, um sie zu verarbeiten.

Frühzeitiger Verlust beschleunigt den Reifeprozess und zwingt die Tochter, im kognitiven Bereich wie auch in ihrem Verhalten schneller als ihre Altersgenossen erwachsen zu werden. Möglicherweise muss sie die Beerdigung planen, ihre jüngeren Geschwister oder den Haushalt versorgen oder sich um kranke Großeltern kümmern – und zwar, bevor sie die Schule abgeschlossen hat. Wenn der Tod der Mutter auch den Verlust des beständigen und Halt gebenden Familienzusammenhangs bedeutet, der ihr bislang eine sichere Basis gegeben hatte, muss sie ihr Selbstvertrauen und ihre Selbstachtung auf andere Art und Weise entwickeln. Ohne Mutter oder eine Mutterfigur als Anleitung muss sich das junge Mädchen ihre weibliche Ich-Identität allein zusammensetzen.

Während die meisten Mädchen als Jugendliche eine Trennung von ihren Müttern vollziehen und sich ihnen dann später als eigenständige Erwachsene wieder nähern, muss das mutterlose Mädchen den Entwicklungsprozess ganz allein durchlaufen. Eine Frau, die statt der Beziehung zur Mutter eine Leere und die Erinnerung an einen schweren Verlust in sich trägt, erlebt das Erwachsenenalter anders als ihre Altersgenossen. »Du musst lernen, dir selbst eine Mutter zu sein«, sagt Karen, eine Neun- und zwanzigjährige, deren alkoholkranke Mutter vor neun Jahren starb. »Du musst diejenige sein, die sagt: ›Keine Angst, du schaffst das schon. Du gibst dir ja große Mühe.‹ Natürlich kannst

du auch deine Freundinnen zu Rate ziehen, die dich ermutigen. Und vielleicht hast du auch enge Verwandte, die dich bestärken. Aber du willst es von derjenigen hören, die deine aufgeschürften Knie verarztet und dich getröstet hat, wenn du eine schlechte Arbeit geschrieben hast, die dir bei deinem ersten Fest geholfen hat, die in jeder Lebenssituation bei dir war und dich wirklich kennt, oder von der du glaubst, dass sie dich richtig kennt. Nur die zählt. Nach der sucht man die ganze Zeit.«

»Es ist leicht, den Anfang der Dinge zu erkennen, und schwerer, das Ende zu sehen«,¹¹ schrieb Joan Didion, als ich drei Jahre alt war. Aber erst später, nachdem ich siebzehn war, begann ich, die Bedeutung ihrer Worte zu verstehen. Mit einer Klarheit, die meine Augen zum Brennen bringt, kann ich jetzt meine Mutter in den Jahren vor ihrer Krankheit sehen, wie sie am Küchentisch saß und kleine Muster auf den Rand eines Notizblocks kritzelt, während sie am Telefon lachte; wie sie mir Gute-Nacht-Geschichten von vier Mädchen erzählte, die Sally, Debbie, Judy und Betsy hießen; wie sie mir geduldig die Tonleitern auf dem Klavier beibrachte; wie sie bei Sportfesten am Spielfeldrand stand und uns anfeuerte, was mich als Vierzehnjährige peinlich berührte.

Es dauerte vier Jahre, bevor ich mich an die Einzelheiten der letzten Tage im Leben meiner Mutter erinnern konnte, und weitere drei, bevor ich sie wieder vergessen konnte. Im Endstadium der Krankheit, als ihre Leber in Mitleidenschaft gezogen war und ihr Körper zu schrumpfen und gleichzeitig anzuschwellen begann, verwandelte sie sich in eine Fremde, die die Augen meiner Mutter gestohlen hatte. Mit siebzehn blickte ich auf die Zweiundvierzigjährige im Krankenhausbett hinab und sah nur den Abstand zwischen ihr und mir. Ich hoffte, dass ich alles, was ich in meinem Leben tun wollte, bis zu diesem Alter getan haben würde, falls ich auch nicht länger leben würde. Jetzt, da ich mich

den Dreißig nähere und meine Freunde vierzig und mehr sind, merke ich, wie jung das ist. Wie jung meine Mutter war, und wie groß ihre Angst gewesen sein muss.

Meine Erinnerungen sind wie Momentaufnahmen, ein Kaleidoskop aus bunten Teilchen, die zusammengenommen irgendwie die Frau ergeben, die ich einst Mom genannt habe. Ich kann ihre Stimme nicht mehr hören, und die paar Briefe in ihrer Handschrift muten jetzt fremd und fern an. Jeden Tag verliere ich sie ein bisschen mehr. Wie kann es dann sein, frage ich mich, dass sie mich immer noch nicht loslässt?

Ich habe dieses Buch geschrieben, um eine Antwort auf diese Frage zu finden und zu verstehen, warum ich nach dreizehn Jahren immer noch danach suchte. Vor zehn Jahren war ich überzeugt, dass ich meine Mutter genügend betrauert hatte. In Wahrheit hatte ich gerade erst damit begonnen.

Wir akzeptieren einen Verlust in kleinen Schritten, indem wir erst eine Tür schließen und dann die nächste. Heilung ist ein langsamer und allmählicher Prozess. In dem Sommer, als ich mit den Interviews für dieses Buch begann, erhielt ich einen Anruf von einer Frau, die sagte, als sie meinen Namen und meine Stimme hörte: »Das klingt jetzt vielleicht merkwürdig, aber ich glaube, ich kenne Sie. Wohnen Sie in Ihrem ersten Jahr am College in Rogers House?«

Als ich das bestätigte, sagte sie: »Hope, ich bin Cindy. Cindy Foerster. Ich wohnte im zweiten Stock, in dem Zimmer direkt unter deinem.« Cindy und ich hatten im selben Studentenheim gewohnt und waren Freundinnen gewesen, aber wir hatten uns aus den Augen verloren, als sie in ihrem dritten Studienjahr ins Ausland ging. Unseren Abschluss machten wir, ohne uns noch einmal begegnet zu sein. »Ich wusste gar nicht, dass deine Mutter gestorben war«, meinte sie.

»Und ich wusste nicht, dass deine gestorben war.«

»Offenbar hatten wir beide mehr gemeinsam, als wir ahnten«, sagte sie. »Nur dass damals keine von uns darüber gesprochen hat.«

In derselben Woche lernte ich Karen kennen, die neun Jahre nach dem Tod ihrer Mutter immer noch nicht wusste, wie sie mit diesem einschneidenden Verlust leben sollte. Wir waren mitten im Gespräch, als sie plötzlich sagte: »Wie kann ich verhindern, dass der Tod meiner Mutter mich mein Leben lang nicht loslässt? Wie kann ich etwas, das so verheerend, alles durchdringend und alles bestimmend war, als ein isoliertes Ereignis betrachten? Wie verhindere ich, dass es mich zeit meines Lebens behindert?« Die Antwort - wenn es eine präzise Antwort auf eine solche Frage überhaupt gibt - besagt, dass man langsam lernen muss, mit dem Verlust zu leben und nicht darunter zu leiden; lernen, dass er einen begleitet und nicht über einen bestimmt. Ich sage nicht, dass das leicht ist. Ich weiß, dass das sehr schwer sein kann. Aber ich weiß auch, dass es möglich ist, und ich weiß, wie tröstlich es ist, von anderen Frauen zu hören, die vor ähnlichen Schwierigkeiten gestanden und sie überwunden haben. Der Verlust der Mutter ist das einschneidendste Erlebnis im Leben einer Frau, das wie ein Ruf in einem leeren Haus ein fortwährendes Echo hat. Ich hoffe, Frauen können mithilfe dieses Buches besser verstehen, wie dieses frühe Erlebnis auf Dauer ihre Beziehungen in der Familie, zu Freunden, Geliebten und Kollegen und vor allem zu sich selbst prägt.

Hope Edelman

